



LENA KIEFER

WEST

WELL

HEAVY & LIGHT

ROMAN

.digital

LYX



# Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

Leser:innenhinweis

Widmung

Playlist

Motto

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

Danksagung

Die Autorin

Die Romane von Lena Kiefer bei LYX

Impressum

LENA KIEFER

# WESTWELL

HEAVY & LIGHT

Roman



LYX

## Zu diesem Buch

Zweieinhalb Jahre ist es her, dass Helena Weston New York verlassen musste, nachdem ihre ältere Schwester Valerie und deren Verlobter Adam nach einer Party tot in der Suite eines New Yorker Luxushotels aufgefunden wurden. Bis heute weiß niemand, was in jener schicksalhaften Nacht wirklich geschehen ist, doch seit-dem hat Adams Familie keine Gelegenheit ausgelassen, Valerie die alleinige Verantwortung am tragischen Tod der beiden zu geben. Jetzt ist Helena zurück, und sie hat nur ein Ziel: herauszufinden, was damals wirklich geschehen ist und endlich Valeries Unschuld zu beweisen. Aber auf der Suche nach der Wahrheit kommt ihr ausgerechnet Jessiah Coldwell in die Quere. Adams jüngerer Bruder hasst New York und wünscht sich nichts sehnlicher, als der Stadt ein für alle Mal den Rücken zu kehren. Umso weniger begeistert ist er von der Upper-Class-Prinzessin, die plötzlich überall zu sein scheint und viel zu viele Fragen stellt - und in deren Augen er dieselbe Wut und dieselbe Trauer erkennt, die er auch empfindet. Und obwohl die beiden sich eigentlich mit jeder Faser ihres Seins verabscheuen müssten, weckt die Nähe des jeweils anderen in ihnen Gefühle, gegen die sie schon bald machtlos sind ...

Liebe Leser:innen,

dieses Buch enthält Elemente, die triggern können.  
Deshalb findet ihr [hier](#) eine Triggerwarnung.

Wir wünschen uns für euch alle  
das bestmögliche Leseerlebnis.

Euer LYX-Verlag

*Für Steffi,  
danke für all dein Vertrauen.*

# Playlist

Westwell Theme - technokrates  
Everything That Isn't Me - Lukas Graham  
You Said You'd Grow Old With Me - Michael Schulte  
Don't Kill My Vibe - Sigrid  
Style - Taylor Swift  
Tiny Riot - Sam Ryder  
The One - Backstreet Boys  
What Other People Say - Demi Lovato, Sam Fischer  
Perfectly Imperfect - Declan J Donovan  
Catch Me When I Fall - Ashlee Simpson  
Save me from the Monster in my Head - Welshly Arms  
Love Story (Taylor's Version) - Taylor Swift  
Beautifully Unfinished - Ella Henderson  
Rewrite the Stars - Zac Efron, Zendaya  
Marina del Rey - Lola Rhodes  
Can't Help Falling in Love - Kina Grannis  
Safest Place to Hide - Backstreet Boys  
If I Could Fly - One Direction  
Waking Up Slow (Piano Version) - Gabrielle Aplin  
Falling Apart - Michael Schulte

*»Love is heavy and light,  
bright and dark,  
hot and cold,  
sick and healthy,  
asleep and awake -  
it's everything except what it is!«*

William Shakespeare,  
»Romeo & Juliet«

# 1

## Helena

*Home is where the heart is.*

Ich hatte diesen Spruch immer albern gefunden. Leere Worte, die man auf kitschige Valentinskarten druckte oder sich als Tattoo stechen ließ, weil sie gut klangen, obwohl sie rein gar nichts aussagten. Nachdem man mich jedoch fortgeschickt hatte, war mir klar geworden, dass dieser Satz eine Menge Wahrheit enthielt. Und als ich jetzt, zweieinhalb Jahre später, aus dem Taxifenster einen Blick auf die Skyline von New York erhaschen konnte, fühlte ich mich von diesen Worten auf gewisse Weise verstanden. Nicht genug, um ins nächste Tattoo-Studio zu fahren. Aber es reichte, um einen Kloß im Hals zu spüren.

»Zum ersten Mal hier?«, fragte der Taxifahrer und riss mich damit aus meinen Gedanken.

»Nein«, antwortete ich ihm. »Ich bin in New York geboren und aufgewachsen. Allerdings war ich eine Weile weg.« Mein halbes Leben, zumindest fühlte es sich so an.

In dieser Zeit hatte ich gelernt, was Heimat bedeutete. Oder wie es war, wenn man sie verlassen musste. Solange man sich am richtigen Ort befand, spürte man nämlich nicht dieses merkwürdige Ziehen im Magen, das einem sagte: *Du kannst hier nicht glücklich sein. Denn du gehörst nicht hierher.*

Ein Blick aus dem Rückspiegel traf mich. »Und, sind Sie froh, wieder da zu sein?«

»Ja. Mehr als das.« Alles in mir hatte genau diesen Tag herbeigesehnt, an dem ich endlich nach New York zurückkehren durfte. Aber gleichzeitig hatte ich Angst.

Sosehr ich diese Stadt liebte, ich kannte sie nur mit ihr. Mit Valerie.

Wie würde es hier ohne sie sein?

Die Frage blieb in meinem Kopf, während wir über die Robert-F.-Kennedy-Brücke nach Manhattan hineinfuhren. Gebannt sah ich aus dem Fenster, als wäre ich genau die Touristin, für die mich der Taxifahrer gehalten hatte. Ich registrierte jedes einzelne Gebäude, das wir in den Häuserschluchten passierten, die Menschen in ihren Klamotten von todschick bis abgerissen, die Hot-Dog-Stände, die Zeitungsverkäufer. Und mit jedem Meter merkte ich, wie in mir gleichzeitig etwas aufriss und heilte. Es war eine Wunde, die schrecklich tief war und sich nie ganz schließen würde. Denn ein Teil meines Herzens fehlte, und er würde immer fehlen. Aber immerhin der Rest war wieder da, wo er hingehörte.

Zwei Kreuzungen und drei Ampeln, dann bogen wir in die Park Avenue ein. Um diese Zeit am Sonntagvormittag war weniger Stau als sonst, deswegen dauerte es nur ein paar Minuten, bis der Fahrer in einer Lücke einige Häuser von der richtigen Adresse entfernt hielt. Ich bezahlte mit meiner Kreditkarte, anschließend lud er mein Gepäck aus und ich bedankte mich.

»Willkommen zurück in New York.« Er nickte mir zu, stieg ein, und nur wenige Augenblicke später war das Cab bereits in dem nie endenden Strom aus gelben Wagen untergetaucht.

Ein Blick auf meine Uhr sagte mir, dass es kurz nach zehn war. Perfektes Timing, genauso, wie ich es geplant hatte. Ich atmete noch einmal die kalte Februarluft ein, packte den Griff meines Koffers und ging auf den vertrauten Eingang mit dem dunklen Vordach zu, über dem der Schriftzug *740 Park Avenue* zu sehen war. Ein junger Mann mit grauem Sakko und schwarzer Krawatte öffnete mir die Tür, als ich näher kam. Im Foyer empfing mich wohlige Wärme.

»Guten Morgen, Miss«, begrüßte mich der Portier hinter dem Tresen mit einem höflichen Lächeln, das etwas distanziert wirkte.

»Guten Morgen«, gab ich zurück, weil ich ihm noch nie begegnet war und daher keine Ahnung hatte, wie er hieß. Früher hatte ich jeden gekannt, der in unserem Wohnhaus arbeitete. Aber zweieinhalb Jahre waren in einer Stadt wie dieser eine lange Zeit.

»Zu wem möchten Sie bitte?« Er nahm das Telefon am Tresen zur Hand.

Ich war bemüht, mir meine Verwunderung über seine Frage nicht anmerken zu lassen. Der Portier war offenbar neu und ich einen Tag zu früh dran, da konnte ich nicht erwarten, dass er Bescheid wusste. Zumal ich gerade sicher nicht so aussah, wie man es von mir erwartete.

»Zu den Westons«, sagte ich freundlich.

»Zu den Westons? Haben Sie einen Termin?« Er ließ den Hörer wieder sinken, nun eindeutig skeptisch. Sein Blick glitt über meine abgewetzte Lederjacke und die Jeans, als fragte er sich, ob ich irgendwo eine Waffe versteckt hatte, mit der ich die ehrwürdige Familie Weston wahlweise erpressen, entführen oder kaltmachen wollte. Gerne hätte ich ihm genau das gesagt, aber die Art Humor war in diesem Haus nicht angebracht. Hinter dem Schalter befand sich ein Rufknopf für die Polizei, wie es ihn auch in Banken gab. Und ich wollte meinen Neustart in New York sicher nicht mit einer Verhaftung beginnen.

»Ich bin Helena Weston«, blieb ich bei der Wahrheit.

»Die Tochter.«

»Die Tochter?« Er war immer noch skeptisch.

»Ja, genau.« Mit einem Seufzen wühlte ich in meiner Tasche und zog mein Portemonnaie hervor, um den Führerschein des Staates New York herauszuholen, den ein drei Jahre altes Bild von mir zierte. Als ich es sah, verzog ich das Gesicht. Dieser Pony war wirklich keine gute Idee gewesen.

Ich legte den Führerschein auf den Tresen und deutete auf meinen Namen. »Brauche ich immer noch einen Termin?«

Sofort veränderte sich der Ausdruck auf dem Gesicht des Portiers. »Oh, bitte entschuldigen Sie, Miss Weston, ich hatte keine Ahnung ... Man sagte mir, Sie würden erst morgen ankommen.« *Und andere Klamotten tragen*, schien sein erschrockener Gesichtsausdruck hinzufügen zu wollen. Schließlich kannte man mich in New York ausschließlich in Designerkleidung und meine Haare nur mit 500-Dollar-Schnitt statt zu einem einfachen Zopf gebunden, so wie jetzt.

»Schon gut. Darf ich nun nach oben?«

»Natürlich«, sagte er eifrig. »Soll ich Sie ankündigen?«

»Nein«, ich schüttelte den Kopf. »Es soll eine Überraschung sein.«

Kurz schien den Portier die Sorge zu durchzucken, dass ich doch eine Profikillerin sein könnte - und er damit spätestens morgen auf den Titelseiten der Klatschblätter landen würde. Aber dann deutete er auf meinen Koffer.

»Soll ich mich um Ihr Gepäck kümmern?«

»Nicht nötig, ich nehme es selbst mit rauf.«

Er nickte. »Einen schönen Tag, Miss Weston. Willkommen zurück.«

»Danke ... Wie heißen Sie eigentlich?«

»Lionel, Miss.«

»Dann danke, Lionel.« Ich lächelte, nahm meinen Koffer und rollte ihn zu einem der beiden Fahrstühle.

Als ich in die mit Marmorfußboden und Mahagoniholz ausgekleidete Kabine trat, die noch genauso nach Politur, Parfüm und dem leichten Aroma von Zigarren roch wie zu früheren Zeiten, überfiel mich eine ganze Horde an Erinnerungen. Wie ich als Kind am ersten Schultag an der Hand meines Vaters nach unten gefahren war, stolz bis in die Haarspitzen. Wie ich mit sechzehn hier drin mit Parker Harrison rumgemacht hatte, bis wir von den Gregorys aus

dem vierten Stock gestoppt worden waren. Wie Valerie und ich uns im Aufzug umgezogen hatten, bevor wir heimlich auf eine Party in Brooklyn gegangen waren statt zu irgendeinem Dinner der High Society. Und wie sie mir in diesen engen vier Wänden erzählt hatte, dass sie der Liebe ihres Lebens begegnet war.

Die Trauer wollte mich überrollen und in den Abgrund ziehen, aber ich atmete tief ein und wieder aus, wehrte mich mit aller Macht dagegen. Freude. Das war es, was ich jetzt empfinden wollte. Freude darüber, dass ich meine Familie gleich bei ihrem traditionellen Brunch überraschen würde. Nein, bei *unserem* Brunch. Denn jetzt gehörte ich wieder dazu. Ab heute durfte ich jeden Sonntag am Tisch im Esszimmer sitzen, erstklassigen Kaffee genießen und mit meinem Bruder Lincoln darüber streiten, wer das letzte Croissant aus der französischen Bäckerei an der Madison bekam. Mir lief schon das Wasser im Mund zusammen, wenn ich nur daran dachte.

Der Fahrstuhl hielt in der richtigen Etage, und ich stieg aus, schritt auf die einzige Tür in diesem Flur zu und klingelte. Unser Butler Vincent legte allerhöchsten Wert darauf, dass ein Besucher niemals länger als zehn Sekunden vor der Tür warten musste, deswegen zählte ich langsam herunter, wie ein Countdown zu meinem neuen alten Leben.

10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1.

Nichts passierte. Auch nicht kurz danach oder etwas später.

Hatte ich den Knopf nicht fest genug gedrückt? Oder diskutierten Dad und Lincoln mal wieder so heftig über irgendwelche Politikfragen, dass Vincent die Klingel gar nicht gehört hatte? Ich versuchte es noch einmal, ohne Erfolg.

Mit sinkender Stimmung kramte ich meinen Schlüssel aus der Tasche über meiner Schulter und schob ihn ins Schloss. Aber auch als ich den großzügigen

Eingangsbereich unserer zweistöckigen Wohnung betrat, hörte ich nichts. Keine Stimmen, kein Geklapper von Besteck auf Tellern. Es war vollkommen still.

»Hallo?«, rief ich die geschwungene Treppe hinauf und kam mir dabei nur ein kleines bisschen dämlich vor. »Seid ihr da?«

Endlich regte sich etwas im Stockwerk über mir, und einige Momente später kam jemand herunter. Jemand mit Absätzen, die auf den Stufen leise klackten.

»Helena?« Meine Mutter sah erstaunt zu mir hinunter. »Was in aller Welt tust du hier? Wir haben dich erst morgen erwartet.« Ihr britischer Akzent klang vertraut in meinen Ohren. Kein Wunder, ich hatte die letzten Jahre ja kaum etwas anderes gehört.

»Hi, Mom«, lächelte ich. »Überraschung. Ich dachte, ich komme etwas eher, um mir den Brunch nicht entgehen zu lassen.«

Ein Brunch, der offensichtlich gar nicht stattfand, denn der Tisch im Esszimmer, den ich durch die offene Doppeltür sehen konnte, war vollkommen leer. Keine Croissants, kein dampfendes Rührei, kein Milchkaffee. Und auch der Aufzug meiner Mutter – dunkelblaues Etuikleid, sorgsam hochgesteckte Frisur, Pumps – passte nicht zu unserem Sonntagsritual, bei dem wir ausnahmsweise alle in Pyjama, Jogginghose oder Morgenmantel am Tisch saßen.

Meine Laune sackte eine weitere Etage tiefer. Bald würde ihr nur noch der Keller bleiben.

»Wie bist du hergekommen?« Sie schaute mich streng an.

»Ich bin mit dem Taxi gefahren«, antwortete ich ehrlich und wusste in derselben Sekunde, dass es ein Fehler gewesen war.

»Mit dem *Taxi*?« Die Stimme meiner Mutter wurde eine Nuance schriller. Bei ihr ging das schon fast als Hysterie durch. »Bist du von allen guten Geistern verlassen? Was

sollen denn die Leute denken, wenn du am helllichten Tag vor diesem Haus aus einem Taxi steigst?«

Ich atmete ein. »Jeder Mensch in dieser Stadt fährt mit dem Taxi, Mom.«

»Du bist aber nicht jeder Mensch, Helena. Wir können es uns nicht erlauben, dass jemand glaubt, du wüsstest nicht, was sich gehört.«

»Mich hat doch niemand gesehen«, murmelte ich kleinlaut. Fast hätte ich etwas anderes geantwortet: *Es ist mir völlig egal, was die Leute über mich denken. Valerie hätte das schließlich auch nicht interessiert.* Aber es war nicht schlau, mich schon am ersten Tag mit meiner Mutter anzulegen. Dass ich wieder hier sein durfte, verdankte ich ihr. Und ich musste sie milde stimmen, wenn sie diese Entscheidung nicht bereuen sollte. »Ich habe mir nichts dabei gedacht, entschuldige. In Cambridge bin ich auch einfach Taxi gefahren.«

»New York ist nicht Cambridge, Schatz. Das solltest du doch eigentlich wissen.« Sie stieß die Luft aus und war fünf Sekunden später wieder Blake Weston, die unerschütterliche Mitherrscherin über das Imperium, das die Vorfahren meines Vaters aufgebaut hatten. Manche glaubten im ersten Moment, dass meine Mutter die typische Frau an der Seite eines erfolgreichen Mannes war, die seine Kinder großzog und ihm den Rücken freihielt. Aber eine halbe Stunde mit ihr und ihrem scharfen Verstand – und sie waren von diesen Vorurteilen kuriert.

»Warum ist denn niemand hier?«, fragte ich.

»Normalerweise frühstücken wir am Sonntag doch alle zusammen.« Mein älterer Bruder wohnte zwar schon länger nicht mehr zu Hause, trotzdem war er immer dabei gewesen.

»Tut mir leid, dass du extra deswegen früher gekommen bist.« Meine Mom trat zu mir und umarmte mich endlich, wenn auch nur flüchtig. »Aber ich habe jetzt einen Termin

beim Denkmalverein, und dein Vater ist geschäftlich bis Dienstag in Washington. Heute gibt es keinen Brunch.«

Nur heute? Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war das nicht die ganze Wahrheit. Aber vielleicht hatte ich mich in den vergangenen Monaten auch zu viel mit nonverbalen Signalen, Mimik und Körpersprache beschäftigt. Schließlich war das Teil der Vorbereitung für meinen Plan gewesen. Der Plan, der direkt morgen starten sollte.

»Okay, dann eben nächste Woche«, sagte ich und versuchte, an ihrer Miene etwas abzulesen. Aber die war jetzt undurchdringlich. Allerdings nur, was das Thema Brunch anging. Der Blick, den sie meinem langen dunklen Pferdeschwanz zumaß, war eindeutig.

»Du brauchst dringend einen Haarschnitt. Ich lasse gleich morgen einen Termin bei Cara machen. Und was hast du da eigentlich an?« Sie befühlte mit nach unten gezogenen Mundwinkeln meine Jacke, die ich mir vor ein paar Monaten in einem kleinen Laden in Cambridge gekauft hatte. Wenn Mom gewusst hätte, dass sie secondhand war, hätte sie vermutlich sofort ein schönes Bad in Desinfektionsmittel genommen, Denkmalverein hin oder her.

»Die ist vintage. Das trägt man jetzt drüben auf der Insel.«

»Hier aber nicht«, gab sie mir zu verstehen. »Ich möchte nicht, dass dich jemand in diesem Aufzug in der Stadt sieht. Bitte entsorg sie so schnell wie möglich.«

*Nur über meine Leiche*, dachte ich.

»Sicher«, sagte ich und lächelte noch dazu. »Wo ist denn Vincent? Ich würde ihm gerne Hallo sagen.«

»Er ist eine Weile in Chicago, weil seine Schwester krank ist. Wir wissen noch nicht, wann er zurückkommt. Oder ob überhaupt.«

Davon hatte ich keine Ahnung gehabt. Wieso hatten sie das nicht erwähnt? Der Butler war schließlich ein Teil

unserer Familie.

»Und der Rest des Personals?«

»Sie haben ihren freien Tag, weil wir dachten, dass eh niemand zu Hause sein würde.« Meine Mutter nahm ihre Handtasche und ihren Mantel. »Ich muss jetzt los. Pack du doch erst mal deine Sachen aus, in Ordnung? Es ist schön, dass du wieder da bist.« Sie strich mir über die Wange und ihre Worte klangen eher nach: *Bitte lass mich nicht bereuen, dass ich mich bei dieser Sache gegen deinen Vater durchgesetzt habe.* Der hätte nämlich gerne gesehen, dass ich bis zum Ende meines Studiums in England blieb. Oder eher bis zum Ende meines Lebens.

Ich nickte, immer noch lächelnd. Aber kaum war die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen und ich stand vollkommen allein in der Eingangshalle, spürte ich das volle Gewicht der Enttäuschung in meinem leeren Magen. Ich hatte mir meine Rückkehr wirklich anders vorgestellt. Vom ersten Tag an, als man mich gegen meinen Willen nach England ins Internat geschickt hatte, war dieser Moment in meinem Kopf und meinem Herzen gewesen. Der Moment, wenn ich zurückkommen durfte. Nicht als braves, zur Untätigkeit verdammtes Mädchen, das seine Schwester verloren hatte. Sondern als fest entschlossene junge Frau, die Valeries Ruf wiederherstellen würde. Das hier war dieser Moment. Wieso fühlte er sich so fürchterlich an?

Ich ging zur Treppe, hob einen Fuß, stellte ihn dann aber doch nicht auf die erste Stufe. Da oben war mein Zimmer und das von Valerie, und ich hatte riesige Angst davor, was es mit mir machte, wenn ich es betrat und die volle Ladung Erinnerungen abbekam. Ein Teil von mir wollte genau das, mich mit ihren Sachen umgeben und meine Schwester wieder *fühlen*. Das, was sie ausgemacht hatte und was sie für mich gewesen war. Aber meine Angst gewann. Also ließ ich die Treppe links liegen und ging in den Wohnbereich.

Viel hatte sich nicht verändert, seit ich zum letzten Mal hier gewesen war. Es waren dieselben Antiquitäten, Brokattapeten, Chesterfield-Sofas aus Leder und schweren Teppiche – und natürlich standen überall frische Blumen. Das große Gemälde im Esszimmer war neu, irgendeine düstere Schlachtszene eines alten Meisters. Die Vorliebe meiner Eltern für Kunstwerke des Barock hatte ich nicht vermisst, mein Geschmack ging in eine ganz andere Richtung. Nicht umsonst stand ein Besuch im Museum of Modern Art auf der Liste der Dinge, die ich in New York unternehmen wollte. Ich hatte sie vor zwei Jahren geschrieben, als mir klar geworden war, dass ich so bald nicht in die USA zurückkehren würde.

Meine Eltern hatten nicht einmal erlaubt, dass ich zu Weihnachten herkam, stattdessen war die ganze Familie nach England geflogen. Sie hatten solche Panik davor gehabt, dass ich so enden könnte wie Valerie, dass sie mich mit aller Macht von dieser Stadt ferngehalten hatten.

Was auch immer das bedeuten sollte, *so enden wie sie*. Glücklich? Erfüllt? Verliebt? Denn all das war sie gewesen, als sie gestorben war.

Wieder war da dieser Kloß in meinem Hals, erneut schluckte ich ihn herunter. Dann beschloss ich, nicht länger hierzubleiben, wenn ohnehin niemand zu Hause war. *Home is where the heart is?* So fühlte es sich gerade nicht an. Aber vielleicht brauchte mein Herz etwas Nachhilfe und es wurde besser, wenn ich vor die Tür ging. Meine Heimat war schließlich nicht nur hier drinnen, sondern vor allem da draußen. Meine Heimat war New York City.

Ich gab mir einen Ruck und lief zurück in den Flur. Dort schnappte ich meine Tasche und ging zur Tür.

Es war höchste Zeit für ein bisschen frische Luft.

## 2

### Jessiah

Der Strand von Rockaway Beach war grau und leer, als ich an diesem Morgen aus dem Wasser kam und mein Board ablegte. Ich ließ mich daneben auf den harten Sand fallen, drehte mich auf den Rücken und versuchte, zu Atem zu kommen.

Die Wellen waren heute Früh perfekt gewesen – heftig und unberechenbar, genau wie ich sie mochte –, aber auch eine Herausforderung. Das Meer war um diese Jahreszeit eiskalt, und jeder Abgang vom Brett fühlte sich an, als würde man von einem Tiefkühlschrank erschlagen. Ich kam trotzdem her, sooft ich konnte. Surfen bei fünf Grad Wassertemperatur war beschissen, aber immer noch besser als nichts. Ich brauchte Bewegung wie Sauerstoff, und ich hätte mir eher ein Bein abgehackt, als mich auf ein Laufband in einem Fitnessstudio zu stellen. Und auch wenn meine Fantasie nicht ausreichte, um mir vorzustellen, das hier wäre die australische Küste, hatte ich auf dem Board doch wenigstens die Illusion von Freiheit. Das half mir, nicht durchzudrehen.

Ich blieb noch ein paar Minuten liegen, bis ich merkte, wie langsam wieder Gefühl in meinen Körper kam und das Brennen in meiner Lunge nachließ. Dann stand ich auf, nahm mein Board und ging zu dem schwarzen Pick-up, der direkt hinter einem mit Schnee bedeckten Streifen auf dem Parkplatz stand. *Wozu brauchst du so ein riesiges Auto, Jess?*, hatte ich meinen Freund Balthazar im Ohr. *Wir sind schließlich in New York.* Ja, eben, dachte ich. Ich besaß dieses Auto, damit ich wenigstens das Gefühl hatte, jederzeit aus dieser verdammten Stadt verschwinden zu

können. Es war nur eine Wunschvorstellung, aber sie rettete mir oft genug den Tag.

Zwei andere Surfer hatten ihren Campervan in der Nähe geparkt, und ich grüßte sie flüchtig, bevor ich mein Board auf der Ladefläche festzurzte und nach hinten auf meinen Rücken griff, um den Neoprenanzug zu öffnen. Eilig schob ich ihn über die Arme nach unten bis zur Hüfte und biss die Zähne zusammen, als der eisige Wind auf meine feuchte Haut traf. Gott, wie ich die Kälte hasste. Das hatte ich schon immer, obwohl ich in New York City geboren war. Ich wusste nicht, was in meinen Genen glaubte, ich käme aus wärmeren Gefilden, aber es schien absolut keinen Bock zu haben, sich an meine momentane Lage anzupassen.

Vom Beifahrersitz angelte ich meine Hoodie-Jacke und zog sie an, schob mir die Kapuze über die nassen Haare und nahm die Trainingshose. Einige routinierte Handbewegungen später hatte ich trockene Klamotten an, warf den Anzug zum Board auf die Ladefläche und stieg ins Auto, drehte die Heizung auf höchste Stufe. Vielleicht hatte ich Glück und spürte meinen Körper wieder vollständig, bis ich in der Stadt ankam.

Am Sonntag war der Verkehr nicht so eine Katastrophe wie sonst, aber ich brauchte trotzdem fast eine Stunde, bis ich zurück in Manhattan war – und auf der Williamsburg Bridge war Stau wegen einer Baustelle. Ich überlegte, ob ich den direkten Weg nehmen oder lieber über den Drive fahren sollte, als mein Handy klingelte. Kurz zögerte ich, als ich den Namen auf dem Display sah. Dann nahm ich den Anruf an.

»Hi, Trish«, begrüßte ich meine Mutter über die Freisprechanlage. Ihr einen guten Morgen zu wünschen wäre mir niemals in den Sinn gekommen. Schließlich hatten wir nach neun an einem Sonntag. Um die Uhrzeit war diese Frau schon zehn Kilometer gejoggt, hatte drei neue Projekte geplant und vermutlich wieder einmal ihre Assistentin gefeuert.

»Jess, wo bist du gerade?«, fragte sie mich. *Heute also ohne Begrüßung*. Das bedeutete, sie hatte miese Laune, und vermutlich war ich der Grund dafür. Mit den Jahren hatte ich gelernt, fließend Trish Coldwell zu sprechen.

»Auf dem Weg vom Strand nach Hause.« Ich verdrehte die Augen, weil hinter mir schon wieder jemand hupte. *Es geht nicht schneller, nur weil du Lärm machst und damit deinen Mitmenschen auf den Sack gehst*. Was hatten die Leute in dieser Stadt eigentlich für ein Problem? »Warum fragst du? Ist mit Eli alles okay?«

»Ja, ja, deinem Bruder geht es gut«, sagte sie ungeduldig. »Aber ich habe Indigo gestern Abend mit einer Auswahl an Kleidung zu deiner Wohnung geschickt, und du warst nicht da.« Sie klang so vorwurfsvoll, als wäre ich mit ihrer Assistentin verabredet gewesen und hätte sie versetzt. Typisch Trish. Die ganze Welt hatte ihr zu Diensten zu sein.

»Dann solltest du mir vielleicht vorher sagen, wenn du jemanden vorbeischickst«, antwortete ich und gab mir keine Mühe, den genervten Tonfall zu verstecken.

»Außerdem *habe* ich Klamotten für heute Abend.«

»Nein, hast du nicht. Das ist ein wirklich bedeutender Anlass, und alle werden da sein. Du kannst dort nicht mit einem Smoking auftauchen, den du schon einmal getragen hast.«

Oh ja, richtig, weil die Herren und Damen der feinen Gesellschaft natürlich den einen schwarzen Smoking von einem anderen schwarzen Smoking unterscheiden konnten – wie auch immer sie das schafften. Vielleicht machten sie ja heimlich Fotos oder schrieben sich die Details in ein kleines Notizbuch, als wären sie Geheimagenten für Arme. Was man eben so tat, wenn man den ganzen Tag nichts Besseres zu tun hatte, als sich einen Kopf darum zu machen, wer gerade gegen die Etikette verstieß. Komisch, dass mir bei dem Gedanken ein

bestimmter Name in den Kopf schoss. Wobei, nein, eigentlich war es gar nicht komisch.

»*Alle* werden da sein?«, hakte ich nach. »Auch die Westons?«

Meine Mutter ließ ein zischendes Geräusch hören, das mir verriet, was die Erwähnung dieser Familie in ihr auslöste. »Sicher nicht. Oder glaubst du im Ernst, sie sitzen da und applaudieren, wenn *mir* ein Preis für besondere Verdienste an der Baukultur von New York City verliehen wird?«

»Wenn sie mit ihrer Abwesenheit Gerüchte provozieren würden, vielleicht schon«, sagte ich. Schließlich war diesen Leuten ja nichts wichtiger als ihr Ansehen und ihr Ruf. Aber ich hatte nicht deswegen gefragt, weil ich eine Begegnung mit den Westons scheute, denn das tat ich nicht – auch wenn sie mich jedes Mal mit dem konfrontierten, was ich verloren hatte. Vor allem Mrs Weston erinnerte mich durch die Ähnlichkeit mit ihrer Tochter immer daran, wem ich es zu verdanken hatte, dass mein Bruder tot war.

Meine Finger krampften sich um das Lenkrad. Wieso hatte Valerie sich nicht irgendeinen anderen Kerl aussuchen können? Warum hatte es Adam sein müssen?

»Sollen sie nur kommen«, sagte meine Mutter grimmig. »Solange du einen neuen Smoking trägst, ist mir das völlig egal.«

»In Ordnung«, gab ich mich geschlagen. »Ich komme einfach vorher zu euch und ziehe mich dort um.« Dann konnte ich immerhin meinen kleinen Bruder sehen und der Abend war nicht vollends verschwendete Zeit. »Trish, ich muss jetzt Schluss machen, ich habe einen Termin und will vorher noch nach Hause.«

»Einen Termin bei einem deiner *Projekte*?«, fragte sie, in erster Linie missbilligend.

»Ja, genau.« Ich ignorierte den Unterton. »Es ist ein Laden in SoHo.«

»Wo genau?«

»Sullivan, Ecke Bleecker.«

»Erstklassige Lage«, sagte sie. »Wie bist du da rangekommen?«

»Wie immer.« Ich hob die Schultern, obwohl sie das natürlich nicht sehen konnte. »Ich habe bei der Eröffnung des Karma im Herbst mit ein paar Leuten gesprochen und jemand wusste, dass der Vorbesitzer darüber nachdenkt aufzuhören. Also habe ich mit ihm geredet und irgendwann war er einverstanden, es an zwei junge Frauen zu verpachten, die ein veganes Bistro eröffnen wollen.«

Meine Mutter seufzte. »Du bist wirklich eine aufsehenerregende Verschwendung von Talent«, kommentierte sie meine Erklärung. »Wann wirst du endlich etwas Sinnvolles aus deinen Begabungen machen? Du weißt, dass ich dir jeden Posten in der Firma schaffen würde, den du willst.«

Ich verkniff mir eine bissige Erwiderung. Natürlich wusste ich das, sie erwähnte es schließlich ständig. Und ich wusste auch, dass der Verlust von Adam diesen Wunsch zu einer Art Mission hatte werden lassen.

Aber so sehr ich mich bemühte, alles zusammenzuhalten, *dazu* konnte ich mich nicht überwinden. Ein Job bei CW Buildings würde mich umbringen, genau wie dauerhaft in New York leben zu müssen.

»Wann soll ich heute Abend da sein?«, fragte ich, ohne auf ihre Worte einzugehen. Es hätte nichts gebracht, ihr zu erklären, warum ich niemals in der Firma arbeiten würde. Ich hatte es oft genug versucht.

»Um sieben«, informierte meine Mutter mich. »Sei bitte pünktlich. Und mach was mit deinen Haaren. Diese Surfermähne ist unmöglich.«

»Vergiss es«, sagte ich nur. »Bis später, Trish.«

Trotz meiner Abfuhr warf ich einen prüfenden Blick in den Rückspiegel, fand jedoch keinen Grund für ihre Beschwerde. Meine blonden Haare waren von Wind und

Salzwasser zwar gerade wirklich etwas durcheinander, aber sehr viel kürzer als noch bei meiner Rückkehr vor zweieinhalb Jahren. Momentan konnte ich sie nicht einmal zusammenbinden. Das war eines der vielen Zugeständnisse an die Rolle, die ich hier erfüllte, allerdings hatte selbst meine Opferbereitschaft Grenzen. Also würde sie damit leben müssen.

Zum Glück hörte der Verkehr hinter der Brücke auf zu stocken, und ich fuhr meinen üblichen Weg bis ins West Village. Vor dem Haus, in dem ich wohnte, war ein Parkplatz frei, und ich wagte, das als gutes Zeichen für den Rest dieses Sonntags zu sehen. Der Abend würde kein Vergnügen werden, das wusste ich jetzt schon, aber bis dahin waren es ja noch ein paar Stunden.

Ich lief die vier Stockwerke nach oben und freute mich bereits auf eine Dusche, als ich den Schlüssel ins Schloss schob. Kaum war ich in der Wohnung, zog ich mir die Klamotten aus und warf sie achtlos auf den Boden. Die Sitzheizung im Auto hatte zwar ein bisschen geholfen, aber ein heißer Wasserstrahl war einfach noch mal etwas anderes. Deswegen war der Boiler im Badezimmer gerade in den kalten Wintermonaten mein bester Freund.

Zwanzig Minuten später trat ich aus dem Dampf heraus und wickelte mir ein Handtuch um die Hüften, bevor ich rüber ins Wohnzimmer ging. Wobei die Bezeichnung nicht ganz korrekt war, denn in dem Loft war eigentlich alles *ein* Zimmer. Die Küche mit Mittelblock und Theke grenzte direkt an den Wohnbereich mit der großen Couch und einem Tisch aus unbehandeltem Eichenholz, an dem bis zu acht Leute sitzen konnten. Eine Eisentreppe führte zu dem offenen Zusatzstockwerk, das man mit Stahlträgern im hinteren Teil des fünf Meter hohen Raums errichtet hatte und auf dem sich mein Bett befand.

Ich steuerte die Tür neben dem Badezimmer an und zog frische Klamotten aus einem der Regale. Dabei ignorierte ich wie immer die Tatsache, dass der Großteil des

Raumes – eigentlich ein Ankleidezimmer und keine Abstellkammer – mit Pappkartons vollgestellt war, und schlug die Tür eilig wieder zu. Ich hätte Adams Sachen längst sortieren sollen, aber ich drückte mich seit Ewigkeiten davor. Seit zwei Jahren und acht Monaten, um genau zu sein. Denn da war ich in die Wohnung meines Bruders gezogen. Adam hatte einmal im Scherz gesagt, dass ich die Wohnung bekommen sollte, falls er irgendwann das Zeitliche segnete, damit ich merkte, dass es auch in New York Orte gab, wo ich mich zu Hause fühlen konnte. Als er gestorben war, hatte ich diesem Wunsch entsprechen wollen.

Erst war es mir trotz seiner Worte total falsch vorgekommen, in den vier Wänden zu wohnen, die Adam für sich gekauft und nach seinen eigenen Vorstellungen eingerichtet hatte. Ich hatte gedacht, dass es mich fertigmachen würde, jeden Tag mit seinem Tod konfrontiert zu werden – von den Schuldgefühlen ganz zu schweigen. Und so war es auch gewesen. Es hatte Tage gegeben, da hatte ich kaum atmen können, weil mich die Trauer erstickte. Dann war ich rausgegangen, um zu laufen, und hatte mich oft stundenlang nicht zurück in die Wohnung getraut. Aber irgendwann hatte ich gemerkt, dass es mich Adam auf gewisse Weise näherbrachte. Zu leben, wo er gelebt hatte. Zu essen, wo er gegessen hatte. Zu schlafen, wo er geschlafen hatte. Es schaffte eine Verbindung, wo es eigentlich keine mehr geben konnte. Und wenn es wehtat, dann beschwerte ich mich nicht.

Ich atmete aus und lenkte meine Gedanken von meinem Bruder weg, zog mir einen schwarzen Kapuzenpullover über und schnappte mir die dunkle Jeans, die von gestern noch auf der Sofalehne lag. Dann warf ich die Sachen von meiner Rückfahrt in den Wäschekorb und hörte, wie mein Magen fast schon empört knurrte. Meine letzte Mahlzeit war das gestrige Abendessen gewesen. Es war höchste Zeit

fürs Frühstück, bevor ich nach SoHo zu meinem Termin musste.

Ich nahm Eier, Tomaten und Frühlingszwiebeln aus dem Kühlschrank und ließ mein Handy eine von meinen ruhigeren Pop-Playlists über das Soundsystem im Wohnzimmer abspielen, während ich die Eier aufschlug, in einer meiner Edelstahlschüsseln verrührte und mit Pfeffer und Salz würzte. Doch noch bevor ich die Zwiebeln in schmale Ringe schneiden konnte, klingelte mein Telefon. Ich wischte mir die Hände ab, nahm den Anruf an und stellte auf Lautsprecher.

»Morgen, Thaz«, begrüßte ich meinen Freund grinsend. Wie ich ihn kannte, war er erst vor zehn Minuten aus dem Bett gefallen. Und es war nicht sein eigenes gewesen. »Na, schon wach?«

»Gerade so«, verkündete Balthazar am anderen Ende, begleitet von einem herzhaften Gähnen. »Die Nacht war lang. Lass mich raten, du warst bereits am Strand.«

»Verdammt richtig.«

»Du hast aber schon mitbekommen, dass wir Winter haben, oder? Nicht die richtige Zeit für Surferidylle, wenn du mich fragst.«

Ich zerteilte die Tomaten und schnitt sie in kleine Würfel. »Was, echt?«, fragte ich sarkastisch. »Und ich dachte, ich ziehe den Neoprenanzug nur an, weil der so schick ist, nicht weil das Meer fünf Grad hat.«

Thaz lachte auf. »Sorry, ich wollte kein Salz in die Wunde streuen.«

»Hast du nicht.« Mit Schwung kippte ich die Eier in die Pfanne. »Was gibt's, Mann? Du rufst sicher nicht am Sonntagvormittag an, weil du mich vermisst.«

»Doch, das auch, aber ich habe eine Einladung zu einer Party heute Abend«, sagte er. »Und ich dachte, du willst vielleicht mitkommen. Ist eine Club-Eröffnung in Downtown, ich hab an der Kampagne mitgearbeitet. Das könnte gut werden.«

Ich drehte die Hitze am Herd etwas herunter und behielt das Omelette im Auge. »Ein Club? Welcher?« Wahrscheinlich einer dieser High-Society-Läden, wo die Leute nur hingingen, um gesehen zu werden und ihre sauteure Garderobe spazieren zu tragen.

*Du gehörst auch zur Upper Class*, erinnerte mich eine Stimme in meinem Kopf.

*Ja, aber nicht freiwillig*, antwortete ich trotzig. *Und ich habe wirklich alles versucht, um es zu verhindern.*

»Das Down Below unten an der Church.«

»An der Church? Du meinst dieses ehemalige Steak-Restaurant?« Der Laden war schon seit Jahren geschlossen und hatte keinen neuen Mieter gefunden. Was mich nicht wunderte, denn die Lage war nicht die beste. Ich hätte niemandem geraten, dort einen Club zu eröffnen.

»Ja, ich weiß – es ist gewagt«, sagte Thaz.

»Wohl eher ein Himmelfahrtskommando«, merkte ich trocken an.

»Deswegen sollst du ja kommen.« Ich hörte das Grinsen in seiner Stimme.

Ich verdrehte gutmütig die Augen, als mir klar wurde, was er meinte. »Also ist das gar keine Einladung eines Freundes, sondern ein Job.«

»Ein Job mit Spaß«, gab mein Kumpel zu bedenken.

»Das Konzept ist großartig, Jess. Gediegen, elegant, aber nicht zu abgehoben. Und die zwei Jungs, die es betreiben, sind gute Leute. Sonst würde ich dich nicht fragen.« Es war nicht das erste Mal, dass er mich in irgendeine Location lotste und vorher das Gerücht streute, ich würde dort auftauchen. Eine reine Marketingaktion, denn jeder wusste, wenn ich zu einer Eröffnung ging – ob Restaurant, Bar oder Club –, dann musste der Laden vielversprechend sein. Das war Teil meines Erbes als Sohn von Christopher Coldwell und das Ergebnis der letzten zwei Jahre Arbeit.

Ich atmete seufzend aus und nahm die Pfanne vom Herd. »Und was bekomme ich dafür?«

»Drinks aufs Haus und meine ewige Dankbarkeit.«

»Die habe ich schon lange.«

»Man kann nie genug meiner ewigen Dankbarkeit haben.«

Er hatte mich längst überzeugt, aber da war noch mein anderer Termin. »Ich muss allerdings heute Abend zu einer Preisverleihung mit meiner Mutter«, sagte ich und wendete das Omelette mit einer geübten Handbewegung in der Pfanne. »Die geht vermutlich so bis zehn. Ich könnte nachkommen.«

Thaz machte ein missbilligendes Geräusch. »Wie lange dauert dein Dienst als Trishs Geleitschutz eigentlich noch an? Was steht in deinem Vertrag dazu? Sie hat dich doch bestimmt einen unterschreiben lassen.«

Ich stellte den Herd aus. »Das ist schon okay.«

»Ist es nicht. Du hasst diese Veranstaltungen wie die Pest, die Leute dort und das Getue. Früher hast du alles getan, um nicht mitgehen zu müssen. Und wenn du trotzdem genötigt wurdest, hast du in neun von zehn Fällen für einen Skandal gesorgt.«

Oh ja, ich erinnerte mich. Ziemlich gut. Aber ich war jetzt dreiundzwanzig, nicht mehr sechzehn, und Rebellion nicht länger Teil meiner Agenda.

»Die Zeiten haben sich geändert, Thaz. Du weißt, warum ich das mache.«

»Das weiß ich, aber du kannst deine Mutter nicht für alle Zeiten begleiten, nur weil du Angst davor hast, wen sie stattdessen dazu zwingen könnte.« Er klang mit einem Mal sehr ernst.

»Ja, das ist mir klar«, antwortete ich nur.

»Dann sag Trish, dass sie ab jetzt allein zu diesen Langweilerveranstaltungen gehen soll. Die versnobten Schwerreichen wissen deinen Charme nicht zu schätzen. Ich schon.«

Als er das sagte, musste ich lachen. Trotzdem ließ ich mich nicht darauf ein. »Ich schaue, dass ich dort so schnell

wie möglich wegkomme, okay?«

»Okay. Wir sehen uns heute Abend.«

»Bis später, Mann.« Ich beendete das Gespräch und nahm mir einen Teller für das Omelette vom Regal, bevor ich mich damit an den Tresen setzte. Die Playlist spielte gerade »Everything that isn't me« von Lukas Graham.

Wie passend.

Während ich aß, zog ich den Stapel Post zu mir heran, der unangetastet auf der äußersten Ecke des Tresens gelegen hatte. Ich sortierte die Briefe nach Rechnungen und unwichtiger Werbung – und geriet plötzlich ins Stocken, als ich den letzten Umschlag ansah. Es war jedoch nicht der Inhalt, der mich die Luft anhalten ließ, denn der schien aus Weinreklame zu bestehen, sondern der Name im Adressfeld. *Adam Coldwell*.

Der Brief war an meinen Bruder adressiert.

Ich stieß den Atem aus und spürte, wie mein Herz schmerzhaft gegen meine Rippen schlug. Dabei war es nicht ungewöhnlich, dass Post an ihn hierher gesendet wurde. Nach meinem Einzug war das dauernd passiert. Und jeden Monat hatte ich mich einmal hingesetzt, die Sachen durchgesehen und E-Mails geschickt oder Schreiben aufgesetzt, um den Absendern dieser Briefe, meistens Werbefirmen, mitzuteilen, dass mein Bruder nicht mehr lebte. Es war wie ein Ritual gewesen, eine wiederkehrende Qual, von der ich mir eine Erleichterung erhofft hatte, die nie eingetreten war. Aber in den letzten Monaten war nichts mehr für Adam in meinem Briefkasten gelandet, und ich hatte gedacht, es wäre vorbei. Wie dämlich von mir.

Als würde es jemals vorbei sein.

Ich knüllte den Brief zusammen und warf ihn mit aller Gewalt so weit wie möglich von mir weg. Aber er blieb an der Kante der Couch hängen und fiel auf das Polster, helles Weiß vor dunklem Grün. Ich hatte das Gefühl, als würde mich dieses verdammte Stück Papier vorwurfsvoll